

Ewald Frie

**Ein Hof und
elf Geschwister**

Unverkäufliches, unkorrigiertes Leseexemplar

Jegliche Form der Berichterstattung vor
Ablauf der Sperrfrist am
16. Februar 2023
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.
Vielen Dank für Ihr Verständnis.



Ewald Frie

Ein Hof und elf Geschwister

Der stille Abschied vom
bäuerlichen Leben in Deutschland

C.H.Beck



Die Familie ließ sich 1947 und 1960 noch von einem professionellen Fotografen ablichten. 1969 machte man das Foto lieber selbst.

Ein stiller Abschied

Die stolze bäuerliche Landwirtschaft mit Viehmärkten, Selbstversorgung und harter Knochenarbeit ist im Laufe der Sechzigerjahre in rasantem Tempo und doch ganz leise verschwunden. Ewald Frie erzählt am Beispiel seiner Familie von der großen Zäsur. Mit wenigen Strichen, anhand von vielsagen- den Szenen und Beispielen zeigt er, wie die Welt der Eltern unterging, die Geschwister anderen Lebensentwürfen folgten und der allgemeine gesellschaftliche Wandel das Land er- fasste.

Zuchtbullen für die monatliche Auktion, Kühe und Schweine auf der Weide, Pferde vor dem Pflug, ein Garten für die Vorratshaltung – der Hof einträglich bewirtschaftet von Eltern, Kindern und Hilfskräften. Das bäuerliche Leben der Fünfzigerjahre scheint dem Mittelalter näher als unserer Zeit. Doch dann ändert sich alles: Einst wohlhabende und angese- hene Bauern gelten trotz aller Modernisierung plötzlich als ärmlich und rückständig, ihre Kinder riechen nach Stall und schämen sich. Wege aus der bäuerlichen Welt weist die katho- lische Kirche mit neuer Jugendarbeit. Der Sozialstaat hilft bei Ausbildung und Hofübergabe. Schon in den Siebzigerjahren ist die Welt auf dem Land eine völlig andere. Staunend blickt man zurück, so still war der Wandel: „Mein Gott, das hab ich noch erlebt, das kommt mir vor wie aus einem anderen Jahr- hundert.“ Ewald Frie hat seine zehn Geschwister, geboren zwischen 1944 und 1969, gefragt, wie sie diese Zeit erlebt ha- ben. Sein glänzend geschriebenes Buch lässt mit treffsicherer Lakonie den großen Umbruch lebendig werden.



© Fany Fazii

Ewald Frie

wurde 1962 als neuntes von elf Kindern einer katholischen Bauernfamilie im Münsterland geboren. Er ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Tübingen und ordentliches Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte sind die deutsche Geschichte seit dem 18. Jahrhundert, die Geschichte Australiens sowie Globalgeschichte. Er leitete den Sonderforschungsbereich „Bedrohte Ordnungen“ und eine Untersuchung über „Landhäuser im Wandel“. Bei C.H.Beck erschien von ihm der Bestseller „Die Geschichte der Welt“ (4. Auflage 2019, 2. Auflage in C.H.Beck Paperback 2020). Als die Pandemie ein Folgeprojekt zur Pazifikgeschichte stoppte, wandte er sich der Geschichte seiner Familie zu. Ewald Frie lebt in Tübingen.

Stimmen zu Ewald Fries

«Geschichte der Welt»

«Der Gombrich für unsere Zeit.» *Jürgen Osterhammel*

«Jetzt ist sie da, die kompakte Übersicht über die Weltgeschichte – ganz ohne eurozentrische Nabelschau.

Danke dafür.» *Neue Zürcher Zeitung*

«Eine jüngere Leserschaft wird lange Freude daran haben.»

Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Fries Rezept: ganz viel lesen und davon nur das an seine Leser weitergeben, was für sie wirklich interessant sein

könnte.» *Franziska Augstein, Süddeutsche Zeitung*

«Eine Fundgrube globalhistorischen Wissens, ... ein Denkanstoß, wie Geschichtsvermittlung in Zeiten der Globalisierung aussehen könnte.» *Deutschlandfunk*

«Vorsicht: Das kann den Horizont erweitern!» *Kurier*

«Dieser Schmöcker steckt voller Orte und Ereignisse, die uns unbekannt sind, weil wir Geschichte nur aus europäischer

Sicht erfahren.» *PM History*

«Frie macht vor, wie Historiker in der heutigen Zeit ihr Wissen weitergeben sollten: in einer weit umfassenden Perspektive und einer verständlichen Sprache.»

Münchener Merkur

Inhalt des Buches

1. Familie, Bauerschaft und Dorf • 7

Elf Geschwister • 7

Siebzehn Höfe • 16

Viele im Dorf • 20

2. Die Jahre meines Vaters • 25

Züchten • 30

Arbeiten • 46

Glauben • 62

Feiern • 72

3. Die Jahre meiner Mutter • 81

Ankommen • 86

Gestalten • 94

Anpassen • 108

Entwerfen • 121

4. Auszug • 129

Siebzehn A • 129

Elf • 141

Zwei • 155

5. Nachwelten • 161

Dank • 171

Die Geschwister • 172

Anmerkungen • 173

Quellen • 186

Literatur • 187

2 •

Die Jahre meines Vaters

«Was war richtige Maloche?», habe ich meinen ältesten Bruder Hermann gefragt. «Arbeit, die Du nicht gern gemacht hast, die richtig weh tat?» Hermann hat von uns allen am meisten Zeit in der knochenbiegenden Landarbeit verbracht, die mit dem Traktor und seinen Maschinen zu Ende ging. Er ist kein großer Erzähler, und seine westfälische Redeweise überfordert alle Spracherkennungsprogramme. Aber seine Pointen sitzen. Er gab zwei Antworten. Die eine war ein Klassiker: der Mist. Mit der anderen hatte ich nicht gerechnet: das Losschneiden der Flächen bei der Getreideernte. Bei der Ernte kam auf unserem Hof bis Mitte der 1960er-Jahre ein Mähbinder zum Einsatz. Er schnitt das Korn und bündelte es zu Garben, die hinten aus einer Ablage herausfielen und von Frauen und Kindern zu kleinen Häuschen, Gasten genannt, zusammengestellt wurden. Das Mähwerk des Binders arbeitete neben, nicht hinter den Pferden oder später dem Trecker. Die Halme sollten ja noch stehen und die Kornähren unversehrt sein, wenn sie vor das Mähwerk kamen. Wie aber sollte dann die Ernte beginnen, ohne Halme niederzudrücken und Korn zu verlieren, wo doch die Felder von Gräben, Hecken oder Zäunen umgrenzt waren? Zwei oder drei Leute mit Sensen wurden vorgeschickt. Sie mähten die erste Runde per Hand, um Platz für Pferd oder

Trecker zu schaffen. Das war besonders schwierig für junge Leute wie Hermann, die die Arbeit mit der Sense kaum noch kannten. Und es war ein Ärgernis für die Wirtschaftswunderkinder der 1950er-Jahre, die die Sorge der Kriegsgenerationen um jedes Korn übertrieben fanden. «Hinterher waren sie nicht mehr so kleinlich, da sind wir einfach mit dem Trecker da durch gefahren», sagt Hermann. «Da ist zwar etwas Korn rausgefallen, aber da waren sie es doch leid.» Der eigentümliche Wechsel zwischen «sie» und «wir» ist kein Zufall. Hier spricht der zukünftige Hofbesitzer, der die Eigenheiten der Älteren erduldet, bis er an der Reihe ist.

Wie sein ältester Bruder Hermann redet auch Wilhelm vom Mist, wenn es um Maloche geht. Auch er war von der Landwirtschaft fasziniert und wollte unbedingt Bauer werden. Doch wo Hermann lakonisch die Arbeitsabläufe schildert, wird Wilhelm emotional. Hermann schätzte den technischen Wandel, Wilhelm liebte ihn und wollte ihn so schnell wie möglich haben. Die Zeit war auf seiner Seite. Zwischen 1949 und 1960 verschwanden die Hälfte aller Pferde von den westfälischen Bauernhöfen. Dafür verzehnfachte sich die Zahl der Traktoren.¹ Wilhelm arbeitete nicht gern mit Pferden. Hermann schon. Wilhelm liebte Maschinen und technische Lösungen. Für ihn war die Entmistung ein nicht länger hinnehmbares Ärgernis. Jeden Tag wurden die Rinder- und Pferdeställe frisch eingestreut. Die Tiere traten und lagen das Stroh mitsamt ihren Exkrementen fest und freuten sich daher am nächsten Tag über frisches Stroh. Allmählich bildete sich eine immer dickere und festere Schicht aus Stroh und Exkrementen, am Ende bis zu einem halben Meter hoch. Sie wurde zweimal jährlich mit der Mistgabel aufgenommen und auf eine einachsige Stürzkarre befördert. Das

war körperlich extrem anstrengend. Und es stank fürchterlich. Die Stürzkarre wurde auf den Misthaufen ausgekippt. Im Herbst zumeist wurde der gesammelte Mist auf Wagen geladen. Auf den Feldern wurde der Mist mit Haken zu Haufen heruntergezogen. Die wurden von einer weiteren Arbeitskolonne auseinandergeworfen, um den Dünger gleichmäßig zu verteilen. «Das war richtig Knochenarbeit», sagt Hermann.

Wilhelm redet nicht mehr von den Misthaken und der Verteilung auf den Feldern. Das erledigte Anfang der 1960er-Jahre, als er zu härterer körperlicher Arbeit fähig war, bereits ein Miststreuer. Hinter den Trecker gespannt und durch eine Zapfwelle zur Kraftübertragung mit ihm verbunden, drückte ein Förderband den Mist allmählich gegen eine rotierende Häckselwelle am Ende des Wagens. Die warf den Mist einigermaßen gleichmäßig auf die Felder. Was allerdings blieb, war das Herauswuchten des Mistes aus dem Stall. Das ärgerte Wilhelm. Aber sein Lösungsvorschlag kam bei Vater nicht durch. Neben das Hoftor wollte er eine zweite Einfahrt in das Gebäude aus dem Jahr 1897 brechen. Wenn dann die ersten Kälberställe abgeräumt worden wären, hätte ein Traktor mit dem Frontlader einfach in die Ställe fahren und den Mist beseitigen können. Vater aber scheute die Investition oder die radikale Veränderung des Hofbildes. Wilhelm hat sich daraufhin am Entmisten nicht mehr beteiligt, sagt er.

Die zweite Hälfte der 1960er-Jahre war eine Zeit des Wartens. Das prägte das frühe Erwachsenenalter meiner ältesten Geschwister, die auf Veränderung drängten. Vater investierte durchaus. Die Umstellung vom Pferd auf den Traktor hatte Folgen: Neue Maschinen mussten gekauft werden, Ab-

stellplätze für sie waren nötig. Im Wohnhaus wurden nach und nach elektrische Haushaltsgeräte angeschafft und eine Heizung eingebaut. Sie beendete die Zeit der Eisblumen an den Fenstern und der feuchtkalten Betten, in die vor dem Schlafengehen sandgefüllte Schnapsflaschen gelegt wurden, die am Herdfeuer aufgewärmt worden waren. Von diesen Kälteerfahrungen erzählen nur die vier ältesten Geschwister. Aber Vater investierte nicht mehr in Wirtschaftsgebäude. 1950 hatte er den Kuhstall erweitert und 1952 ein Schweinehaus gebaut. Doch 1960, im Jahr des zweiten Familienfotos, feierte er seinen fünfzigsten Geburtstag. Seine beste Zeit lag hinter ihm. Seinem Körper waren die harten Arbeitsjahre bereits anzusehen. Er war mit Senkfüßen geboren worden. Chirurgische Eingriffe in seiner Kindheit, die die Schulzeugnisse der ersten Jahre als Fehlzeiten ausweisen, hatten die Behinderung nicht beseitigen können. Das Gehen hinter dem Pflug und anderen landwirtschaftlichen Geräten muss ihm wehgetan haben. Er redete nicht davon. Sein Rücken schmerzte, später kamen Rheuma und Gicht hinzu. Seit den 1970er-Jahren banden wir ihm morgens die Schuhe, weil er mit den Händen seine Füße nicht mehr erreichen konnte. Er nahm Schmerzmittel.

Meine ältesten Geschwister erinnern sich an meinen Vater mit Respekt und auch Zuneigung. Wenn sich die Familie abends vor dem Herdfeuer oder im Wohnzimmer versammelte, konnte er liebevoll sein. Er schälte ausdauernd Äpfel und verteilte die sorgfältig von allen Macken befreiten Stücke. Am Samstagabend kontrollierte er nach dem wöchentlichen Wannenbad Länge und Sauberkeit der Fußnägel, indem er die Kleinen auf seine Schultern setzte. Von vergleichbaren Erfahrungen körperlicher Nähe und Zuwen-

ding wissen die jüngeren Kinder nicht mehr zu berichten. In ihren Interviews fehlt auch der Stolz auf den Vater, der den Älteren eigen ist: der Stolz auf einen angesehenen Landwirt, der Erfolg hatte. Die Älteren nahmen in Kauf, dass es nicht einfach war, mit ihm zusammenzuarbeiten. Meine Schwestern, die mit Mutter im Haushalt tätig waren, wussten, dass sie es leichter hatten als ihre Brüder. Vater arbeitete gewissenhaft, ausdauernd und hart. Er ging davon aus, dass seine Kinder durch Beobachtung und Einübung lernen und sein Tempo mitgehen würden. Erklären oder gar diskutieren war nicht seine Stärke. Nachlässigkeit, Langsamkeit und Ungeschick waren ihm unbegreiflich. Unter Druck, bei der Ernte etwa, konnte er jähzornig und handgreiflich werden. Manche seiner Methoden waren schwer erträglich. Er kastrierte Ferkel mit dem Taschenmesser. Überzählige Katzenjunge ertränkte er mithilfe eines steinbeschwerten Jutesacks in einem Teich. Verendende Rinder schächtete er notfalls mit dem Brotmesser, damit wenigstens das Fleisch seinen Wert nicht verlor.

Bei der Durchsicht der Quellen auf dem Hof war ich überrascht über seine Zeugnisse.² Vater kam gut durch die achtklassige Volksschule. Erst im letzten Schuljahr 1923/24 ließen seine Leistungen nach. Das Abgangszeugnis der Landwirtschaftlichen Schule im Nachbarort Billerbeck 1928 bescheinigt ihm sehr gutes Betragen. Die allgemeinen Fächer wie Deutsch oder Rechnen waren «genügend» oder «ziemlich gut», alle Naturwissenschaften und Landwirtschaftsfächer wurden mit «gut» bewertet. Drei Jahre später bescheinigte Landwirt Bernhard Kleimann, dass Vater ein einjähriges Fremdjahr, in dem er einen landwirtschaftlichen Betrieb durch tägliches Mitarbeiten kennenlernte, gut hinbekom-

men hatte. 1936 legte er bei Schulze Raestrup in Havixbeck eine bäuerliche Werkprüfung mit «gut» ab.

Landwirtschaft war in den 1920er- und 1930er-Jahren noch kein Lehrberuf. Art und Intensität der Ausbildung lagen im Ermessen des Bauern und seines Erben. Vater war auf seine bäuerliche Zukunft wohl besser vorbereitet als die meisten seiner Nachbarn. Man konnte ihn auch danach leicht unterschätzen. Er redete nicht viel und schrieb noch weniger. Aber er studierte intensiv die Regionalzeitung und das Landwirtschaftliche Wochenblatt. Er hörte Nachrichten- und Regionalsendungen im Radio und sah sie später im Fernsehen an. Er war interessiert an den Inhalten der landwirtschaftlichen Ausbildung seiner Söhne. Er sah sich unter den Züchtern und ihren Herden um. Bei den Viehzählungen der direkten Nachkriegszeit versah er das Amt des freiwilligen Zählers, der auf allen Höfen vorbeischaute.³ Er war gern unter Leuten. Ein Erzähler war er allerdings nicht. Von ganzem Herzen war er Bauer. Sein Wissen und Handeln gingen von dort aus. Welten jenseits der Landwirtschaft konnte er bestaunen, aber nicht gut verstehen.

Züchten

Vaters große Zeit waren die 1950er-Jahre. Da hatte ihn Wolke II berühmt gemacht, jedenfalls unter den münsterländischen Rotbuntzüchtern. «Rotbunt» sind Rinder und Kühe, die ein weißes Fell mit roten Flecken haben (oder ein rotes Fell mit weißen Flecken, je nach Perspektive). Sie geben etwas weni-

ger Milch als ihre deutlich verbreiteteren «schwarzbunten» Verwandten. Dafür haben sie mehr und besseres Fleisch (sagen die Rotbuntzüchter). Vaters Wolke II gehörte zum «überwältigenden Bild», das die sieben rotbunten Kuhklassen nach Ansicht des Münsteraner Landwirtschaftsrats Schraeder auf der Westfalenschau 1950 in Hamm geboten hatten. «Der angestrebte Wirtschaftstyp mit einzig dastehender voller Bemuskelung» sei hier «in geradezu erstaunlichem Maße zum Ausdruck» gekommen, schwärmte er im Landwirtschaftlichen Wochenblatt. Alles überrage freilich «die in Milch stehende, schon in Frankfurt in der RL-Klasse mit dem Ia- und Siegerpreis ausgezeichnete Kuh ›Wolke II 66856‹, Züchter und Besitzer: Bernhard Frie, Horst bei Nottuln (Münster) aus der ›Trick-6700‹/›Waldemar-5020‹ Linie mit einer siebenjährigen Durchschnittsleistung von 4321 kg Milch mit 3,55 % und 154 kg Fett ..., wobei zu bedenken ist, daß diese Leistungen fast alle in den schlechten Futterjahren der Kriegs- und Nachkriegszeit erbracht wurden, während die Kuh 1949 mit 5566 kg mit 3,59 % und 200 kg herauskam.»⁴

Landwirtschaftsrat Schraeder konnte 1950 damit rechnen, dass seine Leser das befremdliche Fachchinesisch verstanden. Viele waren Experten. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert war im Münsterland systematisch Rindviehzucht betrieben worden. So sollten für den boomenden Markt des Ruhrgebiets, aber auch der schnell wachsenden Stadt Münster Milch- und Fleischlieferungen verbessert werden. Die Bauern organisierten das selbst. Sie gründeten Züchtervereine, die Milch- und Fleischerträge, Vorfahren und Nachkommen jedes einzelnen Tieres verzeichneten. Milchkontrollvereine entstanden. Auf den einzelnen Höfen wurden

«Stallbücher» und «Melkbücher» geführt. Einer der ersten Züchtervereine des Münsterlandes entstand 1905, ein paar Kilometer von unserem Hof entfernt in der Bauerschaft Buxtrup.⁵ Die Söhne der Gründer wurden enge Freunde meines Vaters. Nottuln, hieß es im Landwirtschaftlichen Wochenblatt 1955, sei das «bedeutendste Zuchtzentrum der Westfälischen Rotbuntzucht».⁶ Mitte des 20. Jahrhunderts waren Schwerpunkte der frühen Zucht um 1900 noch erkennbar. Selbstverständlich war das nicht, denn die am Ende des 19. Jahrhunderts noch lokalen Vereine hatten sich oft widerstrebend nach und nach regional zusammengeschlossen. Während der NS-Zeit geschah das unter Zwang. 1933 wurden die Organisationen in einem «Westfälischen Rinderstammbuch» gebündelt, das Daten und Netzwerke für ganz Westfalen zusammenführte. Während des Krieges brach die Zwangsorganisation von Milchkontrollen und Zuchtregeln zusammen. Ab 1948 wurden die Zusammenschlüsse mithilfe von Werbung und Anreizsystemen erneuert.

Die halbstaatliche Landwirtschaftskammer in Münster hatte die Zentralisierung schon seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert unterstützt. Tierzuchtämter waren gegründet, Tierzuchtinspektoren angestellt worden. Sie organisierten in Abstimmung mit den Züchterverbänden Auktionen und Tierschauen. Sie wirkten bei der Auswahl auszustellender Tiere mit. Sie fuhren von Hof zu Hof, um Tiere zu begutachten und mit den Bauern zu fachsimpeln. Staatliche Verwaltung und Selbstverwaltung wirkten zusammen. Es entstand Leistungskonkurrenz auf der Grundlage quantitativer und qualitativer Kriterien. Milchmenge und Fettgehalt ließen sich messen und zweifelsfrei vergleichen. Aber der eben bereits zitierte Landwirtschaftsrat Schraeder riet, «gute

Dauerleistungen» höher als «bluffende Spitzenleistungen» zu werten. «Adel» solle ein Rind haben, schrieb er weiter. «Geschlossen» solle es sein.⁷ Über diese schwer messbaren qualitativen Kriterien konnten persönliche Netzwerke und gemeinsame ästhetische Überzeugungen in die Bewertung einfließen. In den Berichten über Auktionen und Tierschauen tauchen in den 1950er-Jahren auffallend viele Bauern aus den Nottulner Bauerschaften auf. Überhaupt waren auf Tierschauen häufig die gleichen «bekannten Stammschichten»⁸ vertreten. Es liegt nahe, hier das sanfte Wirken des Netzwerkes aus Landwirtschaftskammer und Züchterverbänden zu vermuten. Im Alltag kam das Verbandswesen freundlich daher. Tierzuchtinspektor wäre er gern geworden, erinnerte sich mein zweitältester Bruder Kaspar, der eigentlich schon früh von der Landwirtschaft gedanklich Abschied genommen hatte. Da kam man viel herum, musste nicht körperlich arbeiten, hatte etwas zu sagen, und alle hörten zu.

Seit den 1920er-Jahren haben sich auf unserem Hof «Taschenbücher für [Milch-]Kontroll-Assistenten» sowie «Stallbücher für rotbunte Kühe» erhalten, die über Abstammung, Leistung und Nachkommen jedes Tieres Auskunft geben. Schon mein Großvater, der den Hof 1902 nach dem Tod seiner Eltern übernommen hatte, war also Rinderzüchter gewesen, möglicherweise bereits im Zusammenhang mit den Züchtern aus Buxtrup. «Wolke II», der erste Star unserer Kuhherde, war noch zu seiner Zeit geboren worden. Mein Vater übernahm die Zucht und baute sie aus. Acht Kühe hatte mein Großvater gehalten. Mit der ersten Baumaßnahme meines Vaters 1950 wurde auf der Tenne, dem Hauptwirtschaftsraum mit Kuhstall, Pferde- und Rinderställen,

Platz für zwölf Tiere geschaffen. Für die 1960er-Jahre liegen «Hauptbücher» vor, in denen jede dieser Kühe eine eigene Seite hat. Außerdem gibt es noch die «Probemelkbücher», die der Milchkontrolleur am Hof führte. Auch er war für die ältesten Geschwister bewundernswert: Onkel Schürmann fuhr Motorrad, später Auto, und musste wie der Tierzuchtinspektor nicht körperlich arbeiten. Er durfte in unserem Fremdenzimmer an einem richtigen Schreibtisch sitzen, auf dem auch das Telefon stand, und seine Einträge machen. Wenn er spät kam, übernachtete er bei uns und bekam morgens ein anständiges Frühstück.

Onkel Schürmann war einer von 895 Mitarbeitern, die sich 1960 um die Milchleistungsprüfung in Westfalen kümmerten. Weniger als die Hälfte der westfälischen Kühe war aber in das Kontrollsystem einbezogen.⁹ Vor allem die kleineren Höfe weigerten sich, und das war aus ihrer Sicht auch sinnvoll. Die 18 Kleinbauern auf der Horst mit deutlich unter 10 Hektar Land hatten vor 1914 keine Pferde gehabt. Sie mussten ihr Rindvieh, laut Zählung¹⁰ 1 bis 4 Tiere, vor den Pflug oder die Egge spannen. Sollten sie im Ernst versuchen, mit den Größeren zu konkurrieren, deren Kühe auf der Wiese grasten, im Stall Kraftfutter erhielten und sich auf Milchproduktion und Fleischigwerden konzentrieren konnten? Anfang der 1950er-Jahre hatten zwar auch die Kleinen auf der Horst ein Pferd. Nach wie vor aber mussten sie Rinder anspannen, schon allein deswegen, weil Pferde in der Regel den Pflug zu zweit zogen. Manche ihrer Kühe weideten, von Kindern am Strick gehalten, die Straßenränder ab, weil die eigenen Wiesen nicht ausreichten. Warum hätten sie die Gebühr für die Milchkontrollen und den Mitgliedsbeitrag

für den Züchterverband zahlen sollen? Ihre Tiere wären ohnehin chancenlos gewesen.

Züchter waren eine Macht im Münsterland der 1950er-Jahre. Einerseits unter den Bauern. Seit dem Reichszuchtgesetz von 1936 durften nur noch Bullen Nachkommen haben, die die Züchterverbände als geeignet bewertet hatten. Das brachte die Verbände in eine Schlüsselposition. Die Bullenpreise auf den Auktionen stiegen. Bullenhaltungsgenossenschaften wurden in großer Zahl gegründet, um nicht vom knappen Angebot weniger Großbauern abhängig zu sein. Auch die Kleinbauern unserer Bauerschaft Horst mussten sich ihnen anschließen, wenn ihre Kühe Nachkommen haben und Milch geben sollten.

Die Züchter waren aber auch gesamtwirtschaftlich wichtig. Die Halle Münsterland, heute ein Messe- und Kongresszentrum, war in den 1920er-Jahren als ihre Auktionshalle gebaut worden. «Willkommen, westfälische Landwirte»¹¹ stand bei der Eröffnungsveranstaltung im April 1926 auf dem Ehrenbogen vor dem Eingang. Als eines der ersten Gebäude Münsters wurde die Halle direkt nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaut. Die vier Gesellschafter hatten darauf gedrungen. Neben der Stadt Münster waren das der Westfälische Pferdezuchtverband, das Westfälische Rinderstammbuch und der Schweinezüchterverband Westfalen-Lippe.¹² Der Wiederaufbau gelang erstaunlich schnell, weil die Bauern besonders gut Baumaterial besorgen konnten – wenn nicht legal, so über den Schwarzmarkt, für den sie begehrte Güter bereithielten. In den 1950er-Jahren wurde die Halle mehrfach erweitert. Immer mehr Tiere brauchten Platz. 1949 waren rund 2600 rotbunte Bullen, Kühe und Kälber verkauft worden. Zehn Jahre später waren es 7700.¹³ Eine neue Auk-

tionshalle wurde errichtet. Auch die jährlichen Landwirtschaftsausstellungen wuchsen und wuchsen. 1961 war «das Jahr der Rekorde»:¹⁴ Mehr Züchter, mehr Tiere waren nie im Westfälischen Rinderstammbuch verzeichnet gewesen. In Mecklenbeck am Rande von Münster sollte ein landwirtschaftliches Zentrum entstehen, weil in der Umgebung der Halle Münsterland keine Erweiterungsflächen mehr verfügbar waren, die die boomende Viehwirtschaft zu benötigen glaubte.

Der monatliche Zuchtviehmarkt in der Halle Münsterland war so etwas wie das Hochamt der westfälischen Rotbuntzucht. Mein Vater und meine älteren Geschwister waren mittendrin. Alle erinnern sie sich daran. Drei Monate vor dem Markttermin mussten die zum Verkauf stehenden Tiere angemeldet werden. Eine Woche vorher kam der Katalog mit der Post, von Vater und den ältesten Jungen sehnlichst erwartet, eifrig studiert und diskutiert. Am ersten Tag des Marktes wurden die Bullen gemäß dem weiter geltenden Reichszuchtgesetz von 1936 bewertet oder «gekört». Wer bei der Prüfung durchfiel, «abgekört» wurde, ging zum Schlachthof. Wer durchkam – und möglicherweise sogar in die erste Klasse eingeordnet wurde –, konnte bei der eigentlichen Auktion am zweiten Tag einen hohen Preis erzielen. 1955 betrug der Durchschnittspreis für Bullen 1975 DM, der Höchstpreis aber 17 000 DM.¹⁵ Im November 1961 verkaufte mein Vater einen Bullen mit Namen «Traktor» zum Preis von 7200 Mark. Das lag mehr als 2700 Mark unter dem Durchschnitt der Verkaufserlöse in der ersten Klasse der Bullen, in die «Traktor» eingereiht worden war. Der teuerste Bulle wechselte für 25 000 Mark den Besitzer.¹⁶

1952 hatte mein Vater einen Schweinestall neu bauen

lassen.¹⁷ Laut Viehzählung¹⁸ hatten dort ein paar Jahre später zehn oder elf Schweine in Einzel- oder Zweierställen Platz gefunden. Es gab eine «Schweineküche», in der Kartoffeln für die Tiere gekocht wurden. Im oberen Stockwerk des Schweinehauses befanden sich Kornböden und eine Mühle mit direkter Rohrverbindung zur Schweineküche. Die Gesamtkosten betragen knapp 30 000 DM. Für den Preis des teuersten Bullen im November 1961 hätte man also auch ein Schweinehaus bauen können. Jedenfalls fast. Wer mit einem Bullen zum Zuchtviehmarkt fuhr, wusste, dass in den nächsten beiden Tagen vieles passieren konnte, zwischen Schlachtopfer und Hauptgewinn. Paul, der den Zuchtviehmarkt erst Ende der 1960er-Jahre erlebt hat, erinnert sich lebhaft an «abenteuerliche Summen», die bei Bullenversteigerungen aufgerufen wurden. «Weil solche Beträge eigentlich für nichts anderes ausgegeben wurden. Jedenfalls was ich wusste.»

Auch Kühe und Rinder – im Sprachgebrauch der Züchter waren das noch nicht geschlechtsreife weibliche Tiere – wurden am ersten Tag in Klassen eingeteilt und am zweiten Tag verkauft. Die Spanne zwischen Durchschnitts- und Höchstpreis lag hier niedriger: 1300 zu 2500 bei den Kühen, 1400 zu 3200 bei den Rindern im Jahr 1955. Aber auch das war noch eine beträchtliche Differenz. Bei Körung, Klasseneinteilung und Verkauf stand für die Beteiligten einiges auf dem Spiel. Hunderte Bauern und Aufkäufer drängten sich in den steil ansteigenden Rängen der Halle, mit Katalog, Bratwurst und Bier bewaffnet. Bayern, Württemberger, Pfälzer und Saarländer waren darunter, denn mehr als die Hälfte der angebotenen Tiere ging in den 1950er-Jahren in Regionen außerhalb Westfalens, vor allem nach Süd- und Süd-

westdeutschland. Einer der Richter bei Körung und Klasseneinteilung war ein Tierzuchtinspektor, der andere ein gewählter Vertreter der Bauern. Es konnte Unmutsäußerungen geben, wenn sie nach Meinung der Mehrheit daneben lagen. Am zweiten Tag konnte die Auktion Fehlurteile korrigieren. In den Berichten des Landwirtschaftlichen Wochenblatts – jede einzelne Auktion wurde in den 1950er- und 1960er-Jahren ausführlich besprochen – ist häufig davon die Rede, dass nicht der prämierte Siegerbulle, sondern ein anderes Tier den Höchstpreis erzielte. Nur für die abgekörten Bullen konnten die Käufer nichts mehr tun. Sie waren bereits tot. In der Aufregung geschahen die merkwürdigsten Dinge. Vater kaufte Würstchen mit Senf für die Kinder, die mitgekommen waren. Das gab es sonst nie.

Bauer war bis in die 1960er-Jahre ein öffentlicher Beruf. Jeder konnte sehen, wie geackert, gesät, geerntet wurde. Viele konnten das beurteilen. Laut einer Umfrage aus dem Jahr 1955 stand melken auf Platz fünf der Tätigkeiten, die repräsentativ Befragte zu können glaubten: nach Rad fahren, Suppe kochen, schwimmen und stricken, aber noch vor Autofahren oder Schreibmaschineschreiben.¹⁹ Viele waren interessiert: Wer begann wann mit der Arbeit? Wann war Feierabend? Wurden Kühe, Pferde oder schon ein Trecker vor den Pflug gespannt? Welche Ackergeräte wurden benutzt? Kühe und Schweine liefen auf Wiesen herum. Ihre Körper und ihr Verhalten ließen Rückschlüsse auf Haltungsbedingungen und Pflege zu. Bauern schätzten sich selbst und andere ein, wenn sie durch Felder und Wiesen fuhren. Dafür gab es Anlässe: Der Kirchgang am Sonntag, aber auch der Transport von Kühen und Sauen, die den Zuchtgesetzen entsprechend von einem gekörten Bullen oder Eber gedeckt

werden mussten. Vater besuchte teils allein, teils mit einem der großen Jungen andere Züchter, um ihre Herden anzuschauen. Welche Charakteristika hatten die Nachkommen eines Bullen? Lohnte es sich, die Gebühren zu bezahlen, um ihn für die eigene Zucht einzusetzen? Der Zuchtviehmarkt trieb die Öffentlichkeit auf die Spitze. Monat für Monat wurde zunächst in Körung und Klasseneinteilung, dann beim Verkauf in Mark und Pfennig ausgedrückt, wie groß die Wertschätzung für einen Züchter war. Jeder konnte sich mit eigenen Augen ein Bild von der Konkurrenz machen. Alle diskutierten über Urteile und Preise.

Katharina, zehn Jahre jünger als Hermann und als Mädchen ohnehin nur Zaungast der Männergesellschaft der Züchter, erinnert sich mit ein wenig Ironie: «Ich habe den Zuchtviehmarkt mitbekommen und oft die Vorbereitung, wenn die Tiere entsprechend am Tag vorher gewaschen wurden. Die Schwänze wurden besonders gewaschen, das Fell wurde aufgeraut, so dass die Kühe oder Rinder oder Bullen ein bisschen aufgemotzt, fülliger aussahen und einen richtigen Rahmen hatten. Und dann schliefen die jungen Bauern in den Ställen vor oder hinter den Trögen, wo die Tiere standen, und am nächsten Tag wurden die Tiere verkauft.»

Von diesen Übernachtungen bei den Tieren erzählen Hermann und Wilhelm gern. Junge Männer tranken, rauchten und diskutierten. Manche machten einen Abstecher in die Kneipen der Stadt. Kopf an Fuß lagen sie anschließend vor ihren Kühen im Stroh. Am nächsten Morgen hieß es zeitig aufstehen. Spätabends oder nachts waren die Ergebnisse der Körung und Klasseneinteilung gedruckt worden. Mit den fliegenden Blättern in der Hand eilten Aufkäufer anderer Rinderzuchtgebiete und auch westfälische Züchter früh-

morgens durch die Ställe, um ihre Favoriten ein letztes Mal in Augenschein zu nehmen. Wenn das Tier dann schon gewaschen, gebürstet oder, in Katharinas Worten, «aufgemotzt» war, brachte es mehr Geld. Das Wochenblatt mahnte die Züchter, die Tiere sorgfältig für den Markt vorzubereiten. «Die Zuchtviehversteigerungen [sind] eine Visitenkarte des Verbandes. ... Der Eindruck, den der oft weit gereiste Interessent von unseren Absatzveranstaltungen mit nach Hause nimmt, ist nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung des Absatzes nach Süddeutschland.»²⁰

Eine noch größere Attraktion als der Zuchtviehmarkt waren die Tierschauen. Auf Reichsebene hatte es die erste 1887 in Frankfurt gegeben. Sie war Teil der ersten Landwirtschaftsausstellung gewesen, die die zwei Jahre zuvor gegründete Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft zusammengestellt hatte. Von nun an würde die Ausstellung jedes Jahr an einem anderen Ort stattfinden. In Westfalen wie in anderen Gebieten des Reiches gab es seit der Jahrhundertwende zusätzlich regionale Ausstellungen. Auch sie waren eine Attraktion. Um 1900 klagte die Nottulner Dorfchronik, dass «in Folge der Tierschauen und Kriegerfeste, die so vielerorts stattfinden»,²¹ der auswärtige Besuch des Schützenfestes sehr nachgelassen habe. Nach dem Zweiten Weltkrieg fand die erste, nun bundesweite Schau 1950 in Frankfurt am Main statt. Knapp 500 000 Besucher wurden gezählt. Wolke II fuhr mit dem Zug hin und gewann. Gut – es waren nur westfälische rotbunte Kühe auf der Ausstellung, insgesamt waren es 16, und jede erhielt einen Preis. Aber Wolke II erhielt den einzigen Siegerpreis.²² Die Urkunde wurde gerahmt und mit den Urkunden für andere Kühe bei uns in der Diele gleich neben dem Hauseingang aufgehängt. Preise brachten

Geld. Nicht unbedingt die Sachpreise, die bei den Ehrungen verteilt wurden: eine Uhr, die ständig aufgezogen werden wollte und dann viertelstündlich eine Tonfolge abspielte, ein silbernes Reliefbild von Bauer und Pflug mit einem Sinnspruch von Goethe, der einsam und vergebens Signale von Bauernideologie und Bildungsbürgertum in unsere Diele sendete. Wichtiger war, dass möglichst viele Bauern von dem Erfolg erfuhren. Bei den nächsten Zuchtviehmärkten konnte er die Klasseneinteilung beeinflussen und die Preise hochtreiben.

Seit Ende der 1950er-Jahre begleiteten Hermann und dann Wilhelm die Kühe, die es aus unserem Stall in die Ausstellungsauswahl geschafft hatten. Das konnte dauern. Nach München war der Zug mehrere Tage unterwegs. In den Kuhwaggons junge Männer mit Alkohol, Vorfreude auf eine fremde Stadt und Spannung wegen des bevorstehenden Wettbewerbs. Im Personenzug Bauern und manchmal auch Bauernpaare aus dem Münsterland, viele aus dem Kreis Münster darunter, die sich mittlerweile gut kannten. Für sie war die Tierschau auch eine Erlebnisreise. Meine Eltern machten von München aus einen Abstecher an die Alpen und von Hamburg aus ans Meer. «Eigentlich, außer mit der Kuh, konntest du nicht weit rumkommen», sagt Hermann. Wilhelm, sehr jung mit der Aufgabe des Mitfahrens betraut, erinnert sich auch an die Orientierungslosigkeit: Wo genau lag München eigentlich und wie lange würde es dauern hinzukommen? Warum rangierte der Zug schon wieder? Wann würde es Zeit zum Pinkeln geben und zum Wasserholen für die Kühe? Und wie den großen Jungs aus dem Weg gehen, die ein Opfer für Spott- und Saufrituale suchten?

Die große Zeit der Auktionen und Ausstellungen klang

Mitte der 1960er-Jahre aus. Die Züchterverbände gaben ihre Planungen für ein großes Zentrum in Mecklenbeck 1965 auf. Die Märkte schrumpften, die Viehausstellungen verloren an Bedeutung. Erster Vorbote dieses Niedergangs war der erbitterte Streit um die künstliche Besamung Anfang der 1950er-Jahre. Die Idee war aus Dänemark gekommen und ursprünglich als Mittel gegen die Weiterverbreitung von Viehseuchen gedacht gewesen. Aber ihr Veränderungspotential war enorm. Wenn der Bulle in einer Kuhherde gehalten wird, brauchen zwanzig bis dreißig Kühe einen Bullen. Genossenschaftsbullen, die allein lebten und Kühe glücklich machten, die ihnen zugeführt wurden, konnten fünfzig Kühe besamen. Bei der künstlichen Samenübertragung lag das Verhältnis bei 1500 zu 1.²³ Herausragende Bullen konnten nun enorme Auswirkungen haben. Das machte die Bestenauswahl leichter, beschwor aber auch die Gefahr von Inzucht herauf. Vor allem aber geriet der Bullenmarkt in Gefahr, der seit dem Reichszuchtgesetz von 1936 so geboomt hatte. Die Züchterverbände kämpften erbittert gegen die neue Erfindung. Aber sie konnten ihre Durchsetzung nur verzögern. 1961 wurden 42 Prozent der Kühe in Deutschland künstlich besamt, bei großen regionalen Unterschieden.²⁴ Die Zahl der im Westfälischen Rinderstammbuch verzeichneten Bullen begann Ende der 1950er-Jahre zu sinken, ebenso die Zahl der beim Zuchtviehmarkt verkauften Bullen.²⁵

1960 kam es bei einer Stammbullenschau des Westfälischen Rinderstammbuchs zu Auseinandersetzungen. Der Siegerpreis war an «Fachmann» gegangen – ein lustiger Name für ein Tier, dessen Hauptaufgabe die Produktion von Nachkommen war. Er verkörperte zwar «im Gesamterschei-

nungsbild den Typ des rotbunten Bullen» und konnte herausragende «Abstammung ... und Leistungen der weiblichen Vorfahren» nachweisen. Doch seine «Milchmengenvererbung [sei] für einen Siegerbullen zu schwach und zu unsicher», hielten die Kritiker dagegen. Bei älteren Tieren war es mittlerweile möglich, gesichertes Wissen nicht nur über Vorfahren, sondern auch über Nachkommen zu haben. Erste Datenverarbeitungsprogramme machten das möglich. Die durchschnittliche Milchleistung der Kühe, deren Vater «Fachmann» mithilfe der künstlichen Besamung geworden war, ragte aber nicht heraus. Das wusste ein Teil des Publikums. Es war an bestmöglichen Milchleistungen interessiert und wollte daher Bullen prämiert sehen, die diese Leistungen vererben konnten. Die Jury hing dagegen noch an ästhetischen Kriterien. Das Wochenblatt versuchte zu vermitteln: «Nun, die Preisrichter haben geurteilt und ihr Urteil begründet. Man kann kritisch zu der Entscheidung Stellung nehmen, aber man sollte Toleranz üben.»²⁶ Ich gehe davon aus, dass «Fachmanns» Preis auch in unserer Familie lebhaft diskutiert wurde. Er kam aus dem Stall meines Onkels, der als jüngerer Bruder meines Vaters ebenfalls Landwirtschaft gelernt hatte. Durch Heirat hatte er einen zwanzig Kilometer entfernten Betrieb übernommen und, der Tradition des Vaters folgend, den Betrieb auf Rinderzucht umgestellt.

In unserem Probemelkbuch der Jahre ab 1962 findet sich ein erster Computerausdruck mit einem Bestandsabschluss für das Jahr 1963. Auch Informationen über Kühe wurden quantifiziert und mit immer besser werdenden technischen Verfahren nutzbar gemacht. Daten gewannen die Oberhand gegenüber ästhetischen Kriterien wie «Adel», «Rahmen» oder «Geschlossenheit». Ab 1966 wurde im Katalog des Zucht-

viehmarktes für jeden Bullen ein Erbwertschätzungsergebnis abgedruckt, «das sich auf Grund neuester Erkenntnisse mit Hilfe einer Datenverarbeitungsanlage errechnen läßt». Um den Katalogumfang nicht übermäßig aufzublähen, fiel im Gegenzug die Dokumentation der dritten Vorfahren-Generation der zum Verkauf stehenden Tiere weg. «Ein Verzicht auf diese Angabe entspricht modernen Erkenntnissen, nach denen die Leistung der dritten Generation kaum mehr einen Aussagewert für die Leistungsvererbung hat.»²⁷ Das war ein Schlag ins Gesicht der Züchtergeneration meines Vaters, die sich an Vererbungslinien von Bullen und Kühen orientiert und dieses Wissen in Netzwerken von Züchtern diskutiert hatte. «Mag auch ein Bulle auf einer DLG-Schau Siegerbulle geworden sein, wenn er im Erbwertschätzungsverfahren ein «S» auf einer Seite bekommen hat, ist er trotz dieses Sieges zur Verbesserung der Landeszucht nicht geeignet und wird abgekört.»²⁸

Nicht nur einige Bauern, sondern auch die Tierzuchtinspektoren bei der Landwirtschaftskammer bedauerten das Ende der Ästhetik. Gegen ihren inhaltenden Widerstand maßen immer mehr Bauern der Milchleistung einer Kuh immer größere Bedeutung zu, während die Verwendbarkeit als Schlachtvieh allmählich in den Hintergrund trat. Als Fleischlieferanten wurden rotbunte Kühe – wie früher schon ihre schwarzbunten Verwandten – immer weniger gebraucht. In einer Welt der Leistungsdaten, Computerausdrucke und Milchseen verloren aber Tierschauen und Zuchtviehmärkte, die optische Eindrücke zur Grundlage von Bewertung und Kauf gemacht hatten, mehr und mehr ihren Sinn. Der Genetiker und Leiter des Instituts für Milcherzeugung in Kiel, Professor Hans Otto Gravert, ätzte 1966 im

Landwirtschaftlichen Wochenblatt, die Tätigkeit der Preisrichter auf DLG-Schauen werde «mehr und mehr auf die einer Jury bei einer Wahl der Miß Germany herabsinken». Ihr Preisurteil stelle «keine ... für die Zuchtpraxis wesentliche Information mehr dar». Für den Landwirt seien Berichte und Urteile, die auf Kriterien wie Form, Fundament und Adel beruhten, «weniger wert ... als die Zeit, die er zum Lesen braucht oder das Bier, das er in der Versammlung trinkt». Er wende sich «den greifbaren Dingen Stallbau und -einrichtung, Maschinen, Fütterung und Hygiene zu» und überlasse die Züchtung denjenigen, die glaubten, davon etwas zu verstehen.²⁹

Infolgedessen änderte sich das Geschäftsmodell der Züchter unter den Rindviehhaltern. Der Preis für eine individuelle Kuh oder einen einzelnen Bullen hörte auf, zentraler Bestandteil ihrer Rentabilitätsberechnungen zu sein. Ins Zentrum rückte die von den Kühen insgesamt gelieferte Milchmenge. Hier mussten bestimmte Qualitätsstandards eingehalten werden. Ansonsten galt: mehr Kühe – mehr Milch – mehr Geld. «Hinterher, die reinen Milchviehbetriebe», erinnert sich Hermann, «die haben ja weniger Arbeit reingesteckt und die haben auch Geld verdient.» Technische Innovationen konzentrierten sich auf den Melkvor-gang: Melkmaschinen, Melkstände, damit verbunden Fütterungstechnik und neuartige Kuhställe insgesamt. Hier aber stieg mein Vater aus. Wir kauften in den frühen 1960ern zwar noch eine Melkmaschine, aber wir bauten den Stall nicht mehr für die Innovationen um, die sich in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre abzeichneten. Was nun kam, war nicht mehr die Welt meines Vaters. Die Unterlagen zu unserem Hof erlauben keine Gewinn- und Verlustrechnungen. Es ist

aber davon auszugehen, dass der Verzicht auf Innovation in den späten 1960er-Jahren die finanziellen Möglichkeiten ganz allmählich kleiner werden ließ. 1966 gewann mein Vater ein letztes Mal auf der DLG-Schau in Frankfurt am Main einen 1b-Preis für eine Kuh. Ihr Name war «Ruine».³⁰

Arbeiten

«Sommerferien – du kamst nach Hause, umziehen, arbeiten. So. Und es gab ja keinen Tag, wo du nichts machen musstest, und nachher waren Ferien zu Ende, wieder zum Internat.» Arbeit, so Kaspar, war das Leben für die älteren Kinder, sofern sie nicht in der Schule waren oder, daran erinnern sich die anderen älteren Geschwister, Hausaufgaben machten. Das war die einzige Alternative zur Hof- und Hausarbeit, die akzeptiert wurde. Arbeit war immer. Die weit überdurchschnittliche Arbeitsbelastung von Kindern und Jugendlichen auf dem Land war in den 1950er-Jahren bekannt und wurde vom Jugendschutz vielstimmig beklagt. Für meine älteren Geschwister war sie eine natürliche Folge der Zugehörigkeit zur Familie und damit zum Hof. Nicht-arbeiten hätte bedeutet, die anderen im Stich zu lassen. Daher wichen alle der Arbeit manchmal und ein wenig aus, lehnten sie aber nicht grundsätzlich ab. Warum auch? Was wäre die Alternative gewesen?

Bei genauerem Hinsehen arbeiteten nicht alle in gleicher Weise. Arbeit unterschied sich nach Alter und sozialer Stellung, vor allem aber nach Geschlecht. Männer machten die

Feldarbeit und kümmerten sich um das Rindvieh, die Pferde und später die Traktoren und Maschinen. Frauen machten den Haushalt, den Garten, versorgten Hühner und Schweine und molken die Kühe. Ob die Arbeit unterschiedlich wertgeschätzt wurde? «Jungs sind tausend Taler mehr wert», habe Vater erläuternd zu ihr gesagt, wenn sie sich über die ungleiche Behandlung gegenüber ihren drei älteren Brüdern beschwert habe, sagt Mechthild. Niemand sonst erwähnt diesen Satz. In Mechthilds Interview ist er ein zentrales Motiv. Sie habe ihrem Vater zeigen wollen, dass auch Mädchen gute Arbeit leisten könnten, und sich daher zur Feldarbeit, zum Melken und zum Säubern der Melkmaschine angeboten. Hat sie Vater überzeugt, so dass dieser Satz später nicht mehr fiel? War Mechthild die Einzige unter den Mädchen, die Feld- und Stallarbeit höher einschätzte als Hausarbeit und sich freiwillig unter die Fuchtel von Vater begab?

Die Arbeitsteilung veränderte sich: Als die Melkmaschine kam, ging die Aufgabe des Melkens an die Männer über. Als der Traktor kam, blieben die Kinder länger auf dem Feld, weil Aufgaben wie das Ringeln oder Walzen nun kinderleicht geworden waren. «Den Schlepper selbständig zu fahren ist für Jungen, aber auch für viele Mädchen eine Selbstverständlichkeit, sobald ihre Körpergröße und Stärke das Niedertreten des Kupplungspedals ermöglicht»,³¹ stellte der Agrarsoziologe Julius Otto Müller 1964 fest. Auf unserem Hof wurden Holzklötze und Latten als Hilfsmittel zurechtgesägt, damit auch noch Jüngere Bremse und Kupplung bedienen konnten. «Die moderne Technik hat die Produktivität des Kindes gesteigert und seine Einsatzmöglichkeiten erweitert»,³² heißt es in einer anderen Darstellung aus den 1960er-Jahren.

Es gab Hierarchien: Mutter war fast immer im Haus oder

bei den Hühnern. Die bei ihr angestellten Frauen, die «Stützen», und später ihre Töchter übernahmen das Melken der Kühe und das Füttern der Schweine. Es gab Ausnahmen: In der Ernte wurden alle Hände gebraucht, dann waren auch die Frauen draußen. Die Hackarbeit im Rübenfeld übernahmen Frauen und Kinder, obwohl es Feldarbeit war. Die Begründung findet sich ebenfalls bei Julius Otto Müller: «Der Mann zeigt bei den gemeinsamen Feldarbeiten in der Regel wenig Neigung zur Arbeit mit Handgeräten.»³³ Auch bei uns führten die Frauen Harke und Hacke, die Männer arbeiteten mit Maschinen.

Ein Teil der Frauenarbeit war einträglich. Noch bis in die 1950er-Jahre kamen regelmäßig fahrende Händler vorbei, die Eier und Butter kauften, Produkte also, die im Arbeitsfeld der Frauen erzeugt wurden. Das Geld ging in eine Kasse, aus der die Frauen eigenständig Ausgaben für Haushalt und Kinder tätigen konnten. Zwischen Mitte der 1950er- und Ende der 1960er-Jahre verschwand diese Kasse. Zunächst ging die Milch mit der Melkmaschine in den Männerbereich über. Milch wurde bald komplett an die Molkerei abgeliefert, vom Eigenbedarf unseres Haushaltes abgesehen. Die Milchzentrifuge, in deren mechanischen Kettenantrieb Mechthild Ende der 1950er-Jahre fast hineingezogen worden wäre, weil sich ihr Haar darin verfangen hatte, wurde außer Betrieb gesetzt und auf dem Balken verstaut. Butterproduktion und Butterverkauf hatten ein Ende. An Kontroversen über das Ende der Milchvermarktung durch die Frauen des Hauses erinnern sich meine Geschwister nicht. Es gab sie durchaus. Molkereien entwickelten eigene Argumentationshilfen, um Frauen zu überzeugen. Sie wussten, dass viele Männer innerehelich unter Druck geraten waren. Bäuerin-

nen mochten den Anschluss der Höfe an die zentrale Milchsammlung nicht, weil er eine Einschränkung ihrer finanziellen Eigenständigkeit bedeutete.

Die Hühnerhaltung wurde von einem Nebenerwerb vieler Frauen zu einem Hauptgeschäft weniger Männer. Mastenställe mit Käfighaltung entstanden, die nicht mehr an fahrende Händler, sondern an den stationären Großhandel lieferten. Dass sich ganze Betriebe und damit ja auch die männlichen Betriebsinhaber um Hühner kümmerten, war einerseits – bedenken wir die traditionelle Arbeitsteilung auf den Höfen – wirklich eine Überraschung. Andererseits zeigen die Viehzählungen der direkten Nachkriegszeit, dass auch die Bauern auf der Horst, unser Hof inbegriffen, mit der Idee experimentierten, Hühner zu einem zentraleren Geschäftszweig zu machen. 1949 hielten wir 86 Hühner, so viele wie sonst niemand auf der Horst. 1954 waren es noch 74. Andere Bauern auf der Horst hatten uns überholt. Ihre Hühnerzahlen waren nun deutlich dreistellig.³⁴ Ein gutes Jahrzehnt später gaben wir die Hühnerhaltung auf. Das wiederkehrende Gemetzel – die Hühner wurden nicht auf einen Schlag abgeschafft, sondern nach und nach, so dass wir sie der Reihe nach essen konnten – gehört zu den frühen Kindheitserinnerungen von Matthias und mir. Der Hals des Tieres wurde auf einem Hauklotz mit einem Beil durchgeschlagen, der kopflose Körper lief dann noch ein wenig herum, bevor er zusammenbrach. Die weiteren Arbeitsgänge, das Rupfen, das Ausnehmen usw., waren weniger spannend.

Unsere Arbeitsteilung, bei der – abgesehen vom Rübenfeld und der Ernte – die Frauen im Haus arbeiteten, war nicht selbstverständlich. Nur wohlhabendere Bauernfamilien

konnten es sich leisten, Frauen von der Feldarbeit zu entlasten. Am Sonntag beim Kirchgang sahen es nicht nur die Nachbarn: Ärmere Frauen waren braun gebrannt. Eine Frau, die in den 1950er-Jahren auf dem Land auskömmlich lebte, war blass. Und ging gerade. Frauen, die im Stall arbeiteten, bewältigten vor der Zeit der Wasserleitungen und Förderbänder enorme Traglasten. 461 Liter Wasser, hat eine zeitgenössische Untersuchung festgestellt, trug eine Bauersfrau täglich vom Brunnen Richtung Stall oder Haushalt.³⁵ Sie arbeitete sich allmählich krumm. Unser Hof hatte in der Nachkriegszeit fließendes Wasser. Aber es gab einige Ställe abseits des Hauptgebäudes, die keine Wasserleitung hatten. Dort waren allerdings Rinder und Bullen untergebracht – Männerarbeit. Mutter ging ganz aufrecht, und das war eine Botschaft. Sie wurde beim Kirchgang Jahr für Jahr ein wenig deutlicher, weil mein Vater, in jungen Jahren ein fast hochmütig kerzengerade in die Kamera blickender Mann, allmählich kleiner und schief wurde.

Auch wenn meine Mutter und meine Schwestern sich nicht krumm arbeiteten, konnte Frauenarbeit bei uns hart sein. Feldarbeit in der Sonne war anstrengend. Erntearbeit auch. Aber meine älteste Schwester Mechthild nennt das Klo, als ich sie nach Maloche frage. Und die Kinder. Das Klo war Teil des Badezimmers, das sich alle teilten und das von der Tenne aus zugänglich war. Alle verrichteten dort ihr Geschäft. Es gab auch ein Plumpsklo hinter dem Kuhstall. Weil man durch das Kloloch direkt in die Jauchegrube fallen konnte, war es für jüngere Kinder ebenso spannend wie verboten. Weil es zurechtgeschnittene Zeitungen statt Klopapier und weder Spülung noch Waschbecken bot, war es bei den Älteren unbeliebt. «Aber wie man mit diesen Errun-

genschaften umgehen musste, wenn man das Klo benutzt hat oder das Waschbecken, das war keinem richtig eingängig. Aber meine Aufgabe als Älteste war oft, dieses Badezimmer samstags zu machen. Wenn dazu dann noch die Sachen verstopft waren, dann hat es mich angeekelt, und dann hab ich gesagt, das macht man selber, ich mache das nicht mehr.» So Mechthild. Die Fürsorge für die jüngeren Geschwister war insgesamt angenehmer, aber nicht in allen Teilen. Mechthild hat früh erzieherische Aufgaben übernommen: tagsüber achtgeben, morgens und abends das Waschen beaufsichtigen, vor allem aber: Windeln wechseln. «Die Windeln mussten ja immer noch geleert werden und dann eingelegt, damit sie gewaschen werden konnten.»

Ebenso wie später Katharina bei den Mädchen und früher Hermann und Wilhelm bei den Jungen war Mechthild allmählich zu einer vollwertigen Arbeitskraft geworden. In der ersten Hälfte der 1960er-Jahre hörten Vater und Mutter daher auf, familienfremde Arbeitskräfte jahresweise anzuheuern. Zunächst verzichteten sie Anfang der 1960er-Jahre auf die jungen Männer. Deren Arbeit erledigten nun die ältesten eigenen Söhne. Ab Mitte der 1960er-Jahre wurden auch keine jungen Frauen mehr beschäftigt. Das war auch deswegen möglich, weil die Technisierung mittlerweile die Küchen und Vorratsräume erreicht hatte. Wahrscheinlich war es auch wirtschaftlich notwendig, denn die Reallöhne stiegen in den 1950er- und 1960er-Jahren schnell. Familienexterne Arbeitskräfte wurden immer teurer. Zwischen 1960 und 1971 halbierte sich die Zahl der externen Arbeitskräfte auf westfälischen Bauernhöfen.³⁶ Nicht nur bei uns war nun der Hof die Familie – und umgekehrt. Erstmals wahrscheinlich seit dem beginnenden 18. Jahrhundert war unsere

Familie Mitte der 1960er-Jahre allein auf dem Hof. Einwohnerverzeichnisse, Steuerrollen und Häuserbücher aus dem 18. und 19. Jahrhundert hatten stets Knechte und Mägde auf Horst 17 verzeichnet. 1879/80 waren das ein Knecht Bernard Gödde und eine Magd Anna Kemming.³⁷ Insgesamt wurden in diesem Winter auf der Horst 28 Bedienstete gezählt, mehr, als die Bauerschaft Höfe hatte. 1882/83 war Bernard Gödde immer noch da, an die Stelle von Anna Kemming waren Gertr. Schröer und Ant. Lutermann getreten.³⁸ 1909 finden sich zwei Knechte und zwei Mägde.³⁹ Namen und gelegentlich überlieferte Zu- und Abgangsinformationen legen nahe, dass es meistens Töchter und Söhne von Kleinbauern der Horst oder einer nahegelegenen Bauerschaft waren, die sich als Knechte oder Mägde für ein Jahr verdingten und dann ein paar Häuser weiterzogen.⁴⁰ Die geschichtete Gesellschaft der Horst spiegelte sich im Alltag unseres Großvaters und Urgroßvaters wider.

Das war in den 1950er-Jahren anders. Die Zeit der Knechte und Mägde war vorbei.⁴¹ Die männlichen Arbeitskräfte hießen nun «Eleven» und stammten aus vergleichbaren mittelbäuerlichen Betrieben. Manche waren wirklich, wie der Name «Eleve» andeutet, Auszubildende. Andere hatten die landwirtschaftliche Lehre bereits abgeschlossen und wollten zusätzliche Erfahrungen auf dem Hof eines erfolgreichen Rinderzüchters sammeln. Von den weiblichen Arbeitskräften machten einige bei uns eine Lehre in ländlicher Hauswirtschaft. Dieser neue Ausbildungsgang gehörte zur Strategie der Landwirtschaftskammern, das Leben auf dem Land für junge Frauen attraktiver zu machen. Andere hatten bereits ausgelernt und arbeiteten gegen Lohn. Die Ausbildung zog junge Frauen unterschiedlicher Herkunft an, die

«Stützen» waren sozial weniger homogen als die «Eleven». Verglichen mit den Knechten und Mägden des ausgehenden 19. Jahrhunderts waren sie aber ähnlich: Sie stammten aus der gleichen sozialen Schicht wie die Hofinhaber, und ihre Heimat war nicht mehr nur die Nachbarschaft, sondern öfter ein Ort im weiteren Umfeld des Münsterlandes. Die mittelgroßen Bauern der 1950er-Jahre kannten sich, über Arbeitsbeziehungen, über das gemeinsame Interesse an Rinderzucht und über Verwandtschaft und Heirat. Kaspar erinnert sich an Fahrten durch die Felder, bei denen Vater Äcker, Höfe und Familienbeziehungen zu Geschichten verband. «Der kannte bald die halbe Welt mit allen Verwandtschaftsverhältnissen. Da hattest du die Bauerschaft, und die wesentlichen Bauern aus allen Bauerschaften, und der eine kannte wieder dies und die Tochter von da her.»

Stützen und Eleven wurden für das Jahr ihrer Anwesenheit Teil der Familie. Sie aßen am gleichen Tisch und saßen abends mit am Herdfeuer oder im Wohnzimmer. Sie schliefen zwar im eigenen Bett, nicht aber unbedingt im eigenen Zimmer. Meine älteren Geschwister erinnern sich an ein insgesamt harmonisches Verhältnis zu den Mitlebenden auf Zeit. Viele kamen später zu Besuch vorbei. Konflikte gab es gelegentlich um den vierzehntägigen freien Samstagnachmittag der jungen Frauen. Durfte, musste unsere Mutter erlauben, dass ein Mann eines der Mädchen abholte? Wenn ja, wann musste es zurück sein? Ausbildungsverhältnis und Familiendenken konnten sich hier unangenehm überkreuzen.

Mechthild erinnert sich an das Ende der außerfamiliären Arbeitskräfte: «Ich schloss die Realschule ab, und dann hat Mutter mich gefragt, ob ich mir vorstellen könne, dass sie

jetzt aufhört mit der Ausbildung der Hauswirtschafterinnen, und ob ich dann wohl hier im Haushalt ihr zur Hand gehen könnte, zum Beispiel auch das Putzen der Diele und des kleinen Wohnzimmers und der Küche, und ob ich das Badezimmer und so übernehmen könnte. Und dann hab ich ja die Ausbildung zur Erzieherin in Coesfeld gemacht. Und vorher die Frauenfachschule A. In der Zeit habe ich diese Aufgaben dann auch übernommen. Und Mutter hat gesagt, wenn du nachher anfängst zu arbeiten, dann brauchst du nichts abgeben von dem, was du verdienst, dafür hast du immer diese ganzen Arbeiten gemacht, die du jetzt übernimmst. Und so haben wir das dann auch geregelt.» Mechtild und später Katharina verrichteten ihre Hausarbeit parallel zu Schule und später pädagogischer Ausbildung. Meine ältesten Brüder konnten die Landarbeit als Teil ihrer Ausbildung begreifen. Weil zur Ausbildung auch «Fremdjahre» außerhalb des eigenen Betriebs gehörten, wurde darauf geachtet, dass stets einer von beiden, Hermann oder Wilhelm, zu Hause arbeitete, gleichzeitig aber die Ausbildung gelang.

Nach dem Ende der externen Arbeitskräfte gab es niemanden mehr, an den dreckige, schwere oder eklige Arbeit hätte delegiert werden können. Das unterschied die Arbeit meiner älteren Geschwister von der Arbeit der Geschwister meiner Eltern und Großeltern zwischen 1880 und dem Zweiten Weltkrieg. Wer mehr Zeit mit Arbeit verbracht hat, ist schwer zu sagen. Die Arbeit der vorhergehenden Generationen, geleistet vor der Maschinierung der Landwirtschaft und der Technisierung des Haushaltes, vor der Zeit des elektrischen Stroms und der Heizung, war sicher härter gewesen. Aber sie hatten das Schlimmste delegieren können. Das ging nun nicht mehr. Getan wurde, was gerade anlag. «Mit

Wünschen war zu der Zeit einfach nicht», sagt Katharina. Erstaunlicherweise nahmen meine Eltern aber doch Rücksicht, wenn es nicht anders ging. Wilhelm wollte nicht mit Pferden arbeiten und war wahrscheinlich auch nicht besonders geschickt in diesen Dingen. Mechthild und Kaspar ekelten sich vor der Verarbeitung frisch geschlachteter Schweine zu Wurst- und Fleischportionen. Dann wurden Lösungen gefunden. Aber die Regel war das nicht.

Was war gute Arbeit? Zögernd und dann doch auch wieder stolz nennen meine ältesten Geschwister die Ernte. Ernte war Drama. Die Garben mussten trocken unter Dach und Fach gebracht werden, sonst verderben Korn und Stroh. Wenn das passierte, musste im Winter Futter zugekauft werden, um die Tiere zu ernähren. Das war ein wirkliches Problem für viele Bauern: «Der Ernährungszustand der Rinder und Kühe ließ ... teilweise zu wünschen übrig», berichtete das Landwirtschaftliche Wochenblatt von der März-Auktion in Münster 1960. «Infolge der katastrophalen Dürre in den vorjährigen Sommermonaten sind die Futtermittelvorräte knapp geworden ... Dennoch sollten unsere Züchter bedenken, daß ausgehungerte und schlecht gepflegte Tiere keine gute Reklame sind.»⁴² Aber der Zukauf von Futter kostete Geld, das Anfang der 1950er-Jahre für bauliche Veränderungen und danach für die technische Umrüstung der Betriebe auf Traktoren und Maschinen gebraucht wurde. Der Druck war hoch. Beim familiären Tischgebet betete die ganze Familie während der Saison um eine gute Ernte. War dann das Wetter günstig, mussten viele Hände schnell arbeiten. Fehler kosteten Zeit und, wenn Regen nahte, auch Geld. Katharina erinnert sich, dass ein von ihrer großen Schwester gepackter Wagen «auf dem Weg nach Hause dann ... halt gekippt ist

und das Fuder da halb auf dem Boden lag. Wie Vaters Reaktion war, brauch ich ja vielleicht nicht zu beschreiben.»

Erntetage waren lang, hart und konfliktträchtig. Alle wussten oder ahnten zumindest, was auf dem Spiel stand. Entsprechend groß waren Erleichterung und Stolz, wenn es geschafft war. «Wenn das letzte Fuder eingefahren wurde, war das ein Glücksgefühl: Jetzt ist die Ernte vorbei, und du hast es geschafft. Dann kamen wir auf den Hof gefahren. Dann wurde gesungen, da gab es schon den ersten Schnaps und halbes Bier und sowas, und dann nach dem Abendessen haben wir uns im Wohnzimmer oder draußen zusammen hingestellt. Dann wurden alle Lieder, die man so kennt, gesungen, und dann gab es Bier und für Kinder, da gab's Schokolade, das war ein großes Fest.» So Kaspar. Katharina, acht Jahre jünger, bezweifelt, dass es das Fest bei uns gegeben hat, und hält Kaspar für einen schlechten Gewährsmann: «Der war doch überhaupt nie zu Hause. Der hat das im Buch gelesen. Der hat das nie mitgefeiert.» Kaspar wird ebenso wie ich in den Interviews immer wieder für inkompetent erklärt: War nie da, konnte nicht arbeiten, versteht nichts von den Dingen, hat eine blühende Fantasie, verwechselt die Bücher mit der Wirklichkeit. In diesem Fall scheint Kaspar recht zu haben. Mehrere Geschwister erinnern sich ähnlich wie er. Es gibt außerdem ein Foto vom auf den Hof fahrenden letzten Fuder, mit so vielen Menschen drauf wie eben möglich. Warum aber erinnert Katharina sich nicht? Wurde das Fest aufgegeben, als die auswärtigen Arbeitskräfte wegblieben? Als der Mähdrescher kam und die Arbeitsstunden dramatisch verringerte? In diesem wie in anderen Fällen erinnern sich meine Geschwister eher an die Ankunft des Neuen als an das Verschwinden des Alten.

Die Ernte war eine von mehreren Gelegenheiten, bei denen in den 1950er-Jahren größere Gruppen auf dem Hof arbeiteten. Auch das Schlachten gehörte dazu. Zur Verarbeitung des Fleisches und zur Produktion von Würsten wurden Frauen aus der Nachbarschaft oder Verwandtschaft hinzugezogen. Wenn im Herbst oder Winter die Dreschmaschine kam, packten Kötter und Kleinbauern aus der Umgebung tageweise gegen Lohn mit an. Zur Kartoffelernte wurden Schulkinder angeheuert. Zum Standardrepertoire meiner ältesten Geschwister gehören Erinnerungen an die Irritationen, die beim Aufeinandertreffen von Menschen entstanden, die sonst aneinander vorbeilebten. Diese Irritation aber war neu. Ende des 19. Jahrhunderts müssen im Zusammenleben mit Knechten und Mägden ständig Erfahrungen von Differenz gemacht worden sein. Wer wissen will, wie sie aussahen, sollte aufmerksam Astrid Lindgrens *Michel aus Lönneberga* lesen. Diese Alltagserfahrungen gab es nun nicht mehr. Nur beim Ernten, Schlachten, Dreschen und Kartoffelroden wurde deutlich, dass Arbeitsweisen, Tischmanieren oder Witze sehr unterschiedlich sein konnten. Aber für den einen Tag hielten alle das aus.

Häufiger als Kontakte über die sozialen Schichten hinweg waren Kontakte unter Gleichen. Sie halfen, den Übergang von der personalintensiven Wirtschaft mit Pferd zur kapitalintensiven Wirtschaft mit Traktor, Mähdrescher und Melkmaschine zu bewältigen. Zuvor bereits war es üblich gewesen, dem Nachbarn beizuspringen, wenn eine Kuh kalbte, wenn Mist gefahren oder die Ernte eingebracht wurde. Die Solidarität wurde nun monetarisiert. Hermann erinnert sich an die erste Sämaschine, die hinter einen Traktor gespannt werden konnte. Wir schafften sie gemeinsam

mit dem Nachbarn Wedding an. Später gingen wir dazu über, eher die Bank als den Nachbarn bei Investitionen zu fragen. Länger als auf dem Hof hielten sich nachbarschaftliche oder auch genossenschaftliche Lösungen im Haushalt. Wir beteiligten uns an einer Gefriergenossenschaft in der Nachbarbauerschaft Hövel. In einem kleinen Haus wurden zahlreiche Gefriertruhen zusammengeschaltet, eine sehr praktische neue Methode des Haltbarmachens von Fleisch, vor allem nach dem Schlachten von Schweinen. Wir waren außerdem Teil einer Wäschereigenossenschaft. Vor allem Tisch- und Bettwäsche wurde dort in großen Maschinen gereinigt und gemangelt. Das anschließende Auffalten der Wäsche gehört zu meinen meistgehassten Kinderarbeiten. Die Wäsche kam sehr heiß aus der Mangel. Ich fürchtete, mir die Finger zu verbrennen, und wurde ausgelacht. Den ältesten Kindern sind diese Genossenschaften sehr modern vorgekommen. Das Landwirtschaftliche Wochenblatt feierte Gefriertechnik und Gefriergenossenschaften Mitte der 1960er-Jahre als revolutionär und zukunftsweisend.⁴³ Meine jüngste Schwester Martina empfand sie als vorgestrig: «Das sind auch so Sachen, wo ich denke, mein Gott, das hab ich noch erlebt, das kommt mir vor wie aus einem anderen Jahrhundert.»

Was war wirklich gute Arbeit? Hermann schwärmt vom Rübenziehen. Runkelrüben, heute auf den Äckern kaum noch zu sehen, waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Boom-Pflanze gewesen. Runkelrüben sind größer als Zuckerrüben und enthalten viele Proteine und Mineralstoffe. Sie können ohne Qualitätseinbußen gelagert werden und eignen sich daher gut als Winterfutter für die Rinder. Rüben machten Arbeit, im Wesentlichen allerdings Hack-

arbeit für Frauen. Männer kamen zur Ernte hinzu. In gebückter Haltung liefen sie durch die Reihen, griffen mit der rechten und der linken Hand je eine Rübe am Blattansatz, rissen sie aus dem Boden und legten sie mit den Blättern nach außen akkurat hin, so dass in einem nächsten Arbeitsgang Frauen mit dem Spaten das Blattwerk von der Rübe trennen konnten. Das war wenig rückenfreundlich. Aber Hermann mochte den Wettbewerbscharakter: Wie viele Meter, ohne sich aufzurichten? Wie viel Zeit bis zum Ende der Reihe? Dort angekommen, konnte er zurückblicken und sehen, dass etwas geschafft war. «Das war eine Arbeit, die ich gerne gemacht habe, und Arbeit, die du gerne machst, ist nicht hart. Aber Arbeit, die du nicht gerne machst, die kann auch hart werden.»

Kaspar mochte die Arbeit mit den Pferden und empfand das unendliche Kreisen auf dem Acker beim Eggen oder Walzen als meditativ. Wilhelm konnte die Marken und PS-Zahlen der ersten Traktoren auf dem Hof auswendig hersagen. Seine besten Arbeitserfahrungen hat er eigenen Angaben zufolge jenseits unseres Hofes gemacht, wenn er in Lehrbetrieben mit den stärksten und schnellsten Traktoren und den größten Maschinen arbeiten konnte. Gregor und Paul, deutlich jünger als die drei Großen, haben wahrscheinlich um 1970 den Schweinestall übernommen. Da waren sie 14 und 12 Jahre alt. Beide sind und waren auch wohl damals schon stolz auf das, was sie konnten: «Man wusste jedes Schwein, in welchen Stall das wieder musste. Jeder andere würde ja denken: Schweine sehen wie Schweine aus, aber nein, man kann zwanzig Schweine voneinander unterscheiden und weiß auch abends noch, in welchen Stall die müssen. Also das funktioniert, aber nur, wenn man sich damit

auch beschäftigt.» So Gregor. Auch sein Arbeitsgefährte im Schweinestall wusste zwar, dass er nie Bauer werden würde. Aber «ich fand die Tätigkeit ganz interessant. Ich hab den Beruf nie als negativ angesehen», sagt Paul.

Mechthild hingegen reagierte verdutzt, als ich ihr die Frage nach guter Arbeit stellte: «Was hab ich gerne gemacht? Ich hab mich gefreut wenn alles sauber war.» Kein Wunder, dass sie wie ihre beiden nächstjüngeren Schwestern vehement zurückweist, jemals den Wunsch gehegt zu haben, Bäuerin zu werden. «Weil es mir viel zu anstrengend sein würde. Auf das Wetter angewiesen zu sein, samstags und sonntags immer zu arbeiten, und ich wusste, dass es viele andere Arbeiten gibt, wo man das nicht muss.» Sicher, es gab nun eine Heizung und mehr Haushaltsgeräte. Was aber war die Perspektive? 1955 wie 1968 lehnte die Hälfte der weiblichen Landjugendlichen in Deutschland die Heirat eines Bauern rundheraus ab. Meine Schwestern hätten genauso geantwortet. Die Zahl der Mädchen, die unbedingt einen Bauern heiraten wollten, sank deutschlandweit zwischen 1955 und 1968 von über 25 auf unter 10 Prozent.⁴⁴ Die zeitgenössische Agrarsoziologie sprach von der «Flucht der Bauerntöchter aus den Familienbetrieben».⁴⁵ Meine Schwestern betonen, dass sie nicht desertiert seien. Schließlich seien sie nie verpflichtet worden, auf dem Land oder gar auf dem Hof zu bleiben. Es sei ihr gutes Recht gewesen zu gehen. Sie hätten ihre Entscheidung vor dem Hintergrund ihrer Kindheitserfahrungen getroffen und seien dabei insbesondere von meiner Mutter unterstützt worden.

Die Geschwister

Hermann, geboren 1944

Kaspar, geboren 1946

Wilhelm, geboren 1948

Mechthild, geboren 1950

Katharina, geboren 1954

Gregor, geboren 1956

Paul, geboren 1958

Anna, geboren 1961

Ewald, geboren 1962

Helene, geboren und gestorben 1965

Matthias, geboren 1966

Martina, geboren 1969

*Die Namen wurden geändert, Geschlecht und Geburtsjahr sind
geblieben.*

Mit 3 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com / Andrea Wirl

Umschlagabbildungen:

Vorne: Rübenenernte in Westfalen, um 1965.

Foto: Helmut Orwat. © LWL-Medienzentrum für Westfalen

Hinten: Bauernhof in Westfalen, 1971. © Werner Otto / picture alliance / United Archives

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza GmbH



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Werbemittel Nummer 258317